

# **Wenn heute auch morgen ist**

Mila Marten

## Impressum

1. Auflage  
Originalausgabe September 2024  
© Mila Marten

c/o Autorenglück  
Franz-Mehring-Str. 15  
01237 Dresden

Umschlaggestaltung: Emily Bähr – [www.emilybaehr.de](http://www.emilybaehr.de)  
ISBN: 9783759242983

Alle Rechte vorbehalten.

Texte dieses Buches sind urheberrechtlich geschütztes Material und ohne explizite Erlaubnis des Urhebers, Rechteinhabers und Herausgebers für Dritte nicht nutzbar.

Die Handlung und alle handelnden Protagonisten sind frei erfunden. Jegliche Ähnlichkeiten mit realen Personen sind zufällig und unbeabsichtigt.

# LESEPROBE

MILA MARTEN

W E N N

*heute*

A U C H

*morgen*

I S T

MEMORY LANE 2

Mehr von Mila Marten:

*Wenn heute wieder gestern wird – Memory Lane 1*

*Zwei zwischen den Jahren*

*Moments like Snowflakes & Moments like Stars*

Über Mila Marten:

Mila Marten wurde an einem windigen Novembertag an der Nordseeküste geboren und lebt heute mit ihrem Mann und ihren drei Kindern im Herzen Bayerns. Nach ihrem Studium arbeitete sie viele Jahre als Freie Redakteurin. Der Traum vom eigenen Roman klopft jedoch immer wieder an ihre Tür – so lange, bis sie ihn endlich hereinließ und zu schreiben begann. Wenn sie heute ihren Laptop öffnet, verfasst sie Geschichten, in denen die Liebe eine Hauptrolle spielt. Außerdem ist sie als selbstständige Lektorin und Korrektorin tätig, um auch anderen dabei zu helfen, Manuskripte in wundervolle Bücher zu verwandeln.

Mehr Informationen sind auf Instagram oder ihrer Webpage zu finden:  
[www.milamarten.de](http://www.milamarten.de)

# Playlist

Down Bad – Taylor Swift  
Night Changes – One Direction  
Iris – Goo Goo Dolls  
Unwell – Matchbox Twenty  
Getaway Car – Taylor Swift  
Grenade – Bruno Mars  
I love you, I'm sorry – Gracie Abrams  
I Think We're Alone Now – Tiffany  
I Like The Way You Kiss Me – Artemas  
Coastline – Hollow Coves  
Before You Leave Me – Alex Warren  
Always Something There To Remind Me – Naked Eyes  
Beautiful Things – Benson Boone  
Sie ist weg – Die Fantastischen Vier  
Fortnight – Taylor Swift  
Right Here Waiting – Richard Marx  
Don't Stop Believing – Journey  
Try – P!nk  
Memory Lane – Zara Larsson

# Kapitel 1

Laney

Wann dachte ich je, dass ich gern auf Flughäfen wäre?

Ich hasse es.

Und diesmal nicht aufgrund der Menschenmassen.

Abgesehen von dem Pärchen, das sich fünf Stuhlreihen entfernt Kopf an Kopf schlafen gelegt hat, bin ich in dem gesamten Sitzbereich allein. Nichts als leere Plätze um mich herum, Stille auf den Gängen des Terminals und draußen vor den bodentiefen Fenstern ein ausgestorbenes Flugfeld, auf dem frühestens in vier Stunden Leben einkehren wird.

Jede Menge Raum zum Atmen.

Ich muss mir die Luft mit niemandem teilen, habe sie ganz für mich allein. Und doch will sie meine Lungen nicht füllen, schafft es nicht, diese zu weiten, schafft es nicht, all den Schmerz, der meinen Brustkorb zusammenschnürt, wegzupusten. Die Luft kommt da unten nicht mal an. Sie bleibt mir im Hals stecken. Denn bis dort steht mir der Schmerz. Er lässt nichts durch, hat sich viel zu breit gemacht, hat sich komplett in mir eingenistet und nimmt jede noch so kleine Zelle in Beschlag. Schnürt sie mit Stacheldraht zu und bindet einen Doppelknoten, um sicherzugehen, dass er sich auch ja in mir

hält. Der Schmerz zieht seine Kraft aus der Sehnsucht, die schon von mir Besitz ergriffen hat, als ich Josh noch in unserem Hotelzimmer gegenüber stand. Als er seine Hand nach mir ausgestreckt hat, um mir die Tränen von der Wange zu streichen, doch ich vor ihm zurückgewichen bin. Als ich entschieden habe, zu gehen, und gesagt habe, es sei besser so.

Wie kann etwas, das schmerzt, gut sein? Geschweige denn besser?

Ich schüttle den Kopf und wische mir mit dem Handrücken über die Wangen. Könnte das unentwegt tun, die Tränen ebbten nicht ab. Ich weiß noch, als ich das letzte Mal so geweint habe. Niemals hätte ich damals gehant, dass ich es zehn Jahre später aus dem gleichen Grund wieder tue.

Meine Handtasche liegt auf dem Stuhl neben mir. Ich ziehe sie auf meinen Schoß, brauche unbedingt eines der Papiertücher, die ich mir vorhin von der Toilette mitgenommen habe, um sie als Taschentücher zu benutzen. Sie scheuern zwar meine Nase wund. Aber was macht das schon?

Mit tränenverschwommenem Blick krame ich durch die Tasche. Doch nichts. Ich kann kein Papiertuch fühlen, habe meinen Vorrat aufgebraucht. Der hellgraue runde Mülleimer in der Ecke mir gegenüber kann das bestätigen. Er quillt über mit meinem Taschentuchmüll. Nur eines, das ich daneben geworfen habe, liegt zusammengeknüllt auf dem Boden davor.

Wie eklig ist es auf einer Skala von eins bis zehn, das Tuch aufzuheben und noch einmal zu benutzen?

Mindestens zwanzig. Dreißig. Wenn nicht mehr.

Aber egal.

Es ist einfach alles egal. Scheißegal.

Ich ziehe die Schultern hoch und die Nase auch. Dann mache ich den Schritt zu dem Papiertuch und hebe es auf. Doch kurz bevor ich es an mein Gesicht führe, halte ich inne. Was tue ich? Was, verdammt noch mal, tue ich?

Angewidert schmeiße ich das Taschentuch in den Müll. Angewidert von mir.

Ich lasse mich zurück auf den blau gepolsterten Stuhl fallen und streiche mir die Haare hinter die Ohren. Schlucke, räuspere mich, strecke den Rücken durch und die Brust raus. Halte es genau eine Millisekunde in dieser Delaney-Pose aus und falle wieder in mich zusammen. Delaney braucht Kraft, die ich nicht habe. Nicht mehr. Woher habe ich sie nur damals genommen?

Ich krieche tiefer in den hellgrauen Hoodie mit dem dunkelblauen Charleston-Aufdruck, den ich mir vorhin, eine Minute vor Ladenschluss, in dem Flughafenshop gekauft habe. Als mir klar wurde, dass der nächste Flug nach Hause erst morgen früh startet, ich im Terminal übernachten muss und mir meine Jeansjacke, die ich über Joshs Shirt gezogen hatte, nicht annähernd die Gänsehaut nehmen konnte, die mich wieder und wieder in frostigen Schüben überrollte. Der Pulli schafft das ein bisschen besser, doch warm ist mir trotzdem nicht. Dafür sitzt die Kälte zu tief. Schmerz ist nicht immer brennend heiß, oft genug lässt er Menschen frieren.

Ich ziehe die Kapuze über den Kopf, die Nase ein weiteres Mal hoch und schlinge meine Arme um mich, halte mich fest, aber zerbreche dennoch.

Und ich weiß, warum mir diesmal die Kraft fehlt, was heute den Unterschied zu damals ausmacht, als ich schon einmal gegangen bin. Damals wusste ich ohne Zweifel, dass es die einzige richtige Entscheidung war. Heute bin ich mir da nicht so sicher. Nein, das klingt viel zu harmlos. Ich habe das unerträgliche Gefühl, einen immensen Fehler begangen zu haben. Ich fürchte, es war falsch, Josh zu verlassen. Diesmal war es falsch.

Oder?



*Ja! Alles in mir schreit, ja, es war falsch! Und es schreit so laut und so vehement, dass die Befürchtung mehr und mehr zur Gewissheit wird.*

Aber es ist der Schmerz, der da schreit. Darf er überhaupt eine Meinung haben? Und wenn ja, darf ich sie beachten?

*Delaney würde sagen: Nein, natürlich nicht. Und: Stell dich nicht so an. Trockne deine Tränen, setz die verdammte Kapuze ab und räum dich auf. Dann schau nach vorn. Das schaffst du noch einmal, keine Frage. Denn nach vorn ist der einzige Weg. So viel Schönes wartet dort auf dich. Zurück tut niemals gut. Besonders nicht dieses.*

Das Dumme ist nur, Delaney hat neuerdings nicht viel zu melden. Ich mag ihr nicht mehr zuhören. Ja, ich habe ihr viel zu verdanken, aber wenn ich eines in den letzten Tagen gelernt habe, dann, dass sie äußerst anstrengend ist.

Eine Putzfrau im blauen Overall und mit einer Bauchtasche um die Hüften läuft an mir vorbei auf den Mülleimer zu. Sie trägt Kopfhörer auf ihren Ohren, singt leise *Night Changes* von One Direction und wechselt die alte gegen eine neue Mülltüte, entsorgt meinen Ballast.

Ich würde ihr gerne mehr mitgeben, ich habe schließlich noch eine ganze Menge davon.

Als sie sich zum Gehen wendet, fällt ihr Blick auf mich. Ihr Lächeln verwandelt sich in Mitgefühl. »Schwerer Abschied?«

Ich kann nur nicken.

Sie drückt eine Taste ihres Kopfhörers, stellt wohl die Musik aus und legt sich den Hörer um den Hals. Dann öffnet sie den Reißverschluss ihrer Bauchtasche, holt eine Taschentuchpackung heraus und hält sie mir entgegen.

»Danke.« Ich nehme mir ein Taschentuch und schnäuze ausgiebig meine Nase. Nicht unbedingt ein Geräusch, das ich einer Fremden zumuten sollte. »Tschuldigung«, murmele ich

schuldbewusst und will ihr die Packung zurückgeben, doch sie winkt ab.

»Du brauchst sie mehr als ich.« Erneut kramt sie in ihrer Tasche und zaubert eine zerknitterte Tüte mit Toffees hervor. In den Südstaaten sind die Bonbons eine Spezialität. Als Josh und ich vorhin durch die Markthalle Charlestons geschlendert sind, haben wir Toffees in allen Farben des Regenbogens an den Ständen ausliegen sehen, haben noch überlegt, ob wir welche kaufen sollten, aber uns dagegen und für ein Eis entschieden. Jetzt bekomme ich die Süßigkeiten doch, bekomme also beides. Minus einen.

Eine erneute Welle an Tränen schwappt mir in die Augen, während mir die Putzfrau die Toffees in die Hand drückt.

»Und ich glaube, die brauchst du auch mehr als ich.«

»Danke«, presse ich abermals hervor und stecke mir ein Bonbon in den Mund. Süß und salzig zugleich legt es sich auf meine Zunge, gibt dem Schmerz einen anderen Geschmack. »Eigentlich brauche ich was anderes viel mehr ... Oder besser gesagt, wen anderes«, füge ich leise an und habe keinen Schimmer, warum ich einer wildfremden Frau von meinen Gefühlen erzähle.

Sie lächelt. »Das sehe ich. Aber ich fürchte, ihn oder sie habe ich nicht in meiner Tasche.« Sie schaut hinein und zuckt dann entschuldigend mit den Schultern. Ein Grinsen umspielt ihre Mundwinkel, das kurz eines über mein Gesicht huschen lässt. Doch wirklich nur kurz.

»Es ist ein Er«, erkläre ich und weiß wieder nicht, warum überhaupt.

Sie nickt, als hätte sie sich das schon gedacht. »Weißt du«, sagt sie dann, »ein Flughafen steht viel mehr für einen Beginn als ein Ende. Hier fangen Urlaube an, Reisen, Abenteuer. Und ja, natürlich, hier hören sie bei der Rückkehr auch wieder auf. Aber dafür startet im gleichen Augenblick etwas. Das mag der

Alltag sein – wobei der nach jeder Reise um ein paar Erfahrungen und Erinnerungen reicher ist – oder aber etwas ganz anderes, etwas Neues.« Sie knotet die Mülltüte zu und setzt sich den Kopfhörer wieder auf. »Also, was ich eigentlich sagen will: Ein Abschied bedeutet nicht nur ein Ende, es ist immer auch ein Beginn.«

Ich zwingen mich zu einem zustimmenden Murmeln, denn eigentlich weiß ich ja – und das nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch –, dass sie recht hat. Eigentlich.

»Ganz sicher. Kopf hoch, Liebes. Das wird.« Mit einem letzten aufmunternden Lächeln hebt sie die Mülltüte hoch, trägt sie zu ihrem Putzwagen am Ende der Sitzreihe und schiebt weiter.

Mein Kopfschütteln sieht sie nicht. Noch weniger hört sie meine geflüsterte Antwort: »Nein, ich glaube nicht. Diesmal nicht.«

# Kapitel 2

Josh

Vier Uhr. Ich gebe auf.

Wie so oft in der letzten Woche war auch in dieser Nacht nicht sonderlich an Schlaf zu denken. Doch diesmal war der Grund dafür nicht, dass ich die Zeit mit Laney anders und besser genutzt habe. Oder ich nicht zur Ruhe gefunden habe, weil sie in meiner Nähe war. Diesmal konnte ich nicht schlafen, weil sie es nicht war. Weil ich allein in dem Bett lag, das ich zuvor mit ihr geteilt habe. Weil die Laken noch zerwühlt waren von –

Ich will nicht daran denken, setze mich ruckartig auf und schlage in derselben Bewegung die Beine über die Bettkante. Stehe auf.

Die Laternen, die vor dem Fenster von der Verandadecke baumeln, schenken dem Raum Licht und erhellen mir den Weg ins Bad. Noch im Gehen streife ich meine Boxershorts ab und trete in die Dusche, stelle das Wasser an und mich unter den Strahl. Könnte er doch sämtliche Gedanken wegwaschen. Ich würde ihn auf die stärkste Stufe stellen.

Es ist ein Wunder, dass ich überhaupt noch in diesem Hotel bin, dass ich dem Zimmer und all den Erinnerungen, die darin

festhängen, nicht sofort den Rücken zugewandt habe. Tür von außen zu, ab ins Auto und weg.

Doch die Hoffnung, dass Laney ihre Meinung ändert und zu mir zurückkehrt, hat mich davon abgehalten. Diese verdammte Hoffnung, die plötzlich doch wieder so viel besser war als die Realität.

Aber mit jeder Sekunde, die verging, ist die Hoffnung geschrumpft. Krampfhaft habe ich mich an ihr festgekrallt, stundenlang. Habe bei jeder Autotür, die unten auf der Straße zugeschlagen wurde, die Luft angehalten. Ebenso bei jedem Dielenknarren draußen im Flur und bei jedem Mal, wenn der Bewegungsmelder das Licht dort angeschaltet hat und der Schein unter meiner Zimmertür durchgefallen ist. Doch Laney war nie die Auslöserin. Sie ist nicht zurückgekommen und wird es auch nicht tun.

Deshalb kann ich gehen. Brauche nicht mehr zu bleiben. Darf es nicht. Will es nicht.

Will sie zurück.

Will weg.

Abrupt schalte ich das Wasser aus, trete aus der Dusche und trockne mich ab. Schlüpfte in Jeans und T-Shirt, putze noch schnell meine Zähne, schmeiße all meine Sachen in meinen Koffer und bin schon aus der Tür. Ziehe sie zu und wünschte wirklich, ich könnte die Erinnerungen im Zimmer zurücklassen.

Ein schmaler Flur führt mich zum Treppenhaus. Ich trage meinen Koffer hinab ins Erdgeschoss, lege die Schlüsselkarte auf den Tresen der kleinen Rezeption, an der noch niemand sitzt, und hole mir einen Kaffee-to-go an der Maschine daneben. Dann trete ich aus dem Haus und schließe die nächste Tür hinter mir. Zwei weitere, als ich erst das Gartentor und wenig später die Autotür zuziehe. Doch hinter keiner verperrte ich irgendetwas. Denn natürlich hängen die Erinne-

rungen nicht in den Wänden des Hauses fest. Sie liegen nicht in dem Bett oben im zweiten Stock, spazieren nicht durch die Straßen von Charleston oder schaukeln auf der Bank am Pier – sie haften in mir. Sie haben sich tief in mein Hirn gebohrt, noch tiefer in mein Herz. Ich werde einiges an Verdrängungsarbeit leisten müssen, wieder einmal, um mit ihnen leben zu können. Mit ihnen und ohne Laney.

Motor an. Und los.

Die Nacht liegt noch dunkel über der Stadt, als ich mir einen Weg hinausbahne und mich auf die Interstate in Richtung Norden begeben. Ich verbiete mir, in den Rückspiegel zu schauen, und verbiete mir vor allem, den Blinker rechts zu setzen, als ich mich der Ausfahrt zum Flughafen nähere. Mit ziemlicher Sicherheit muss Laney dort sein. Aber ich steuere meinen Mietwagen daran vorbei, halte das Lenkrad eisern geradeaus. Und die Sehnsucht, die meinen Brustkorb zusammenzieht, die mich schwer atmen lässt und die meine Hände dazu bringen will, das Steuer herumzureißen – die verbiete ich mir auch.

Ich fahre verbissen weiter, werde auch an der nächsten Ausfahrt, die ebenfalls zum Flughafen führt, nicht abbiegen. Die Vernunft hat mich im Griff. Sie weiß, dass es Quatsch wäre, Laney zu suchen, um noch einmal mit ihr zu reden. Um ihr das zu sagen, was sie mich zuvor nicht hat sagen lassen. Dass es eben nicht aussichtslos ist. Dass wir eine Lösung finden könnten. Es muss eine geben.

Doch Laney ist nicht bereit, sie zu hören, hat es mir deutlich zu verstehen gegeben. Es bringt nichts. Mein einziger Weg ist der nach Hause und darauf befinde ich mich. Immer geradeaus. An der Ausfahrt vorbei. Sie liegt schon fast hinter mir.

Ich fahre längst parallel zur durchgezogenen Linie, erreiche jeden Moment den Beginn der metallenen Leitplanken. In der letzten Sekunde reiße ich das Lenkrad nach rechts, schlittere

haarscharf an dem gelb-schwarzen Warnschild vorbei, das das Ende der Ausfahrt markiert. Ich habe keine Ahnung, was ich tue. Weiß nur, ich scheiße auf die Vernunft. Ich reiße mich von ihr los und drücke das Gaspedal durch, halte das Lenkrad erneut geradeaus. Geradeaus in Richtung Laney. Mein einziger Weg.

Keine fünf Minuten später stoppe ich mit quietschenden Reifen direkt vor dem Abflugterminal. Schilder weisen mich darauf hin, dass ich im absoluten Parkverbot stehe. Egal. Ich störe niemanden, Parkbucht und Gehweg liegen in völliger Stille.

Auch das Gebäude empfängt mich ausgestorben. Die Check-in-Schalter zu meiner Rechten sind geschlossen, die davor mit Zugbändern abgegrenzten Anstellwege verwaist. Laut der riesigen Anzeige an der Wand mir gegenüber startet das erste Flugzeug um sechs Uhr, also in gut einer Stunde. Der erste Flug nach New York geht um sieben.

Nachdem die Türen der Securityschleuse, die sich gleich unter der Anzeigetafel befindet, ebenfalls verschlossen sind, kann das nur bedeuten, dass Laney nicht bereits an einem der Gates sitzt, sondern noch irgendwo hier in der Halle sein muss.

Ich laufe los, vorbei an Gepäckbändern, die im Dunkeln liegen, und Läden, deren Eingänge mit Rolltoren verriegelt sind. Immer wieder passiere ich Bänke, auf denen Menschen sitzen oder liegen. Jedes Mal aufs Neue setzt mein Herzschlag aus. Doch nur so lange, bis ich merke, dass es nicht Laney ist, die ich sehe.

Ich lasse Snack-Automaten und Toiletten hinter mir, hetze an Restaurants und Cafés vorbei, von denen einige langsam öffnen. Zuletzt erreiche ich einen Wartebereich mit vielen Sitzbänken. Dort muss Laney sein. Sie muss. Denn eine weitere Möglichkeit gibt es nicht. Der Flughafen in Charleston ist nicht groß.

Ich eile an den Sitzreihen entlang. Vereinzelt haben es sich Leute auf den Stühlen bequem gemacht, doch Laney finde ich nicht.

Der Duft frisch gebrühten Kaffees steigt mir vom Starbucks-Stand gegenüber in die Nase, mein Puls dröhnt in meinem Ohr.

Wo ist sie?

Ich erreiche das Ende der Reihen, erreiche das Ende des Gebäudes, lasse meinen Blick über die Sitze rasen und über die Fensterfront, hinter welcher der Tag langsam erwacht und das Rollfeld erhellt. Ich laufe vor zum Fenster, bleibe neben einem hellgrauen Mülleimer stehen und schaue noch einmal über den gesamten Bereich.

Laney ist nicht hier.

Wo dann, verdammt?

Vielleicht habe ich sie zuvor übersehen? Ich jogge zurück, laufe ein weiteres Mal durch das komplette Terminal, schaue in jede Ecke, in jeden Winkel, doch erreiche die Check-in-Schalter erneut, ohne Laney zu entdecken.

Sie ist nicht hier.

Mittlerweile sind die Türen der Securityschleuse geöffnet. Ein Mitarbeiter ist gerade dabei, an den Beginn des noch menschenleeren Anstellweges ein Schild aufzustellen, das all die Dinge auflistet, die man nicht mit an Bord nehmen darf und spätestens jetzt in den Mülleimer gleich neben dem Schild entsorgen sollte. Mit Sicherheit wird er in Kürze voll mit Getränkeflaschen sein, etliche noch bis zum Rand gefüllt.

»Entschuldigung«, spreche ich den Beamten außer Atem an, »ist es möglich, am Gate zu übernachten? Also, kann man abends durch die Security gehen, obwohl der Flug erst morgens startet?«

»Nein.« Der Mann bestätigt meine Vermutung. »Niemand darf dort über Nacht sein. Nur hier vorn.« Er macht eine krei-



sende Handbewegung, will damit wohl all die Quadratmeter einschließen, die ich bereits zweimal abgegrast habe. Dann deutet er mit dem Daumen über seine Schulter. »Da ist seit gestern Abend um elf zu.«

Um die Zeit war Laney noch nicht mal hier. Um die Zeit hat sie mich verlassen.

*Scheiße.*

Wo ist sie?

Ich fahre mir durch die Haare, drehe mich im Kreis. Wortwörtlich und tatsächlich.

Und der Witz ist: Ich kann sie nicht anrufen, ich kann sie nicht anschreiben. In einer Zeit, in der uns das Handy oft genug an der Hand festgewachsen ist, in der wir doch wissen, dass wir ohne nicht leben können, haben Laney und ich es versäumt, unsere Nummern auszutauschen. Weil wir zum einen die ganze Zeit zusammen waren und uns zum anderen dann damit hätten auseinandersetzen müssen, was passiert, wenn wir es nicht mehr sind.

So wie jetzt.

Und jetzt kann ich ohne nicht leben.

»Suchen Sie wohl wen?«, fragt der Securitymitarbeiter.

»Ja.« Plötzlich keimt Hoffnung in mir auf. Vielleicht hat er Laney gesehen? »Waren Sie die ganze Nacht über hier?«

Er schüttelt den Kopf.

Die Hoffnung stirbt.

»Ich bin gerade erst gekommen«, sagt er. »Und die Nachtschicht ist eben nach Hause.«

Klasse.

Mit einem »Danke« wende ich dem Mann den Rücken zu.

Was bleibt mir anderes, als zu gehen? Mehr kann ich nicht tun.

Plötzlich bin ich nichts als erschöpft. Mein Kopf ist schwer, meine Schultern, meine Beine, mein Herz. Alles. Ich schleppe

mich zum Ausgang zurück und stoße beinahe in eine Putzfrau mit Kopfhörern auf den Ohren, habe nicht gesehen, dass sie meinen Weg kreuzt. »Tschuldigung«, murmle ich.

Sie lächelt nur. »Alles gut.«

Im Gegensatz zu Laney meint sie ihre Worte mit allerhöchster Wahrscheinlichkeit ernst. Sie stimmen dennoch nicht.

Nichts ist gut.

Ich nicke ihr trotzdem zu, für ein Lächeln oder eine Antwort fehlt mir die Kraft. Irgendwie schaffe ich es zu meinem Auto, lasse mich auf den Sitz fallen und meinen Kopf an die Stütze sinken. Ich schließe die Augen.

Laney ist weg.

Ich werde sie nicht finden, denn sie möchte nicht gefunden werden. Nicht von mir. Das muss ich akzeptieren und jetzt schauen, dass ich nach Hause komme. Ich muss das Gaspedal durchdrücken, um Zeit wettzumachen, um meine Firma zu retten, falls das noch möglich ist. Ich muss weitermachen, keine Ahnung, wie, und das Wochenende als das nehmen, was es war.

Ein Abschluss, kein Beginn.



Gute acht Stunden später begleitet mich ein Schwarm Möwen vom Festland auf die erste Insel der Outer Banks.

Wann immer ich früher über die Brücke gefahren bin, mit ihrem steilen Anstieg in der Mitte und dem Abschuss direkt

danach, wusste ich, jetzt dauert es nicht mehr lang. Nur noch eine weitere kurze Brücke, dann ein paar Meilen südwärts und ich bin zu Hause. Es gab kein besseres Gefühl.

Als ich älter wurde, hat diese Vorfreude nachgelassen, war zwar noch da, aber längst nicht mehr so einnehmend.

Heute ist sie komplett weg. Ich will einfach nur umdrehen.

Wobei, nach New York City käme ich mittlerweile sogar schneller, würde ich weiter geradeaus fahren und mich vorn in Nags Head links halten. Mein Weg jedoch führt nach rechts. Führt mich aus Nags Head hinaus, eine Weile zwischen Dünen und Marschland hindurch, bis ich Sand Cove erreiche. Fünf Tage zu spät, doch um unzählige Erinnerungen reicher. Ohne die es mir besser ginge, keine Frage. Dennoch würde ich sie für nichts auf der Welt hergeben. Würde sie niemals nicht erlebt haben wollen.

Ich löse meine Hände vom Lenkrad, umklammere es schon die ganze Fahrt über viel zu fest. Immer wieder musste ich mich daran erinnern, meinen Griff zu lockern, die Verkrampfung aus meinen Gliedern zu schütteln. Nur um wenig später erneut zu bemerken, wie meine Knöchel weiß hervortraten, meine Finger sich verbissen um das Leder krallten. Aber wenn du nicht das halten kannst, was du möchtest, packst du halt das, was deinen Griff zulässt. Ich kann mir gut vorstellen, dass es heute Abend eine Flasche Gin sein wird. Eine große.

Der Schmerz der Erinnerungen ruft danach, betäubt zu werden. Dummerweise ruft mein Vater ebenso. Nicht unbedingt lauter, keineswegs schmerzhafter, aber penetranter.

Bereits heute Morgen um kurz nach sieben hat er mir die erste Erinnerung an das Abendessen mit den Logans nachher im Sea Shell geschickt. Später folgte eine weitere von seiner Assistentin. Und auch Shelby hat es sich nicht nehmen lassen, zwischendurch anzurufen. Offiziell, um mich ebenfalls zu erinnern, inoffiziell, um sicherzugehen, dass ich auch wirklich auf

dem Weg nach Hause bin. Sie wird zufrieden sein, dass ich in diesem Moment das Ortsschild passiere.

Kaum erreiche ich die Main Street, tummeln sich Touristen links und rechts auf den Gehwegen. Die Sommersaison hat begonnen. Für die nächsten Monate bestimmen Urlauber das Stadtbild. Als Hotelinhaber könnte ich nicht dankbarer dafür sein.

Zwischen all den fremden Menschen, die an der Straße entlangspazieren, entdecke ich nach kürzester Zeit bekannte Gesichter. Leute winken mir zu, ich grüße zurück. Stoppe am Zebrastreifen, um Mr. Wilson, meinen früheren Mathelehrer, über die Straße zu lassen, und bremse wenig später erneut ab, als die beiden Jungs meiner Zahnärztin über die Straße rennen, ohne zu schauen.

Es gibt wenig Einwohner in Sand Cove, die mir fremd sind. Noch weniger, die mich nicht kennen. Für mich ist das okay. Während meiner Studienzeit in der Schweiz habe ich diese Nähe sogar ab und an vermisst. Doch ich weiß natürlich, eine Kleinstadt kann ein Fluch sein. Wenn es keine Möglichkeit gibt, sich in der Anonymität zu verstecken. Wenn die Menschen dich nicht mögen. Einfach nur, weil du nicht so bist wie sie.

An der nächsten Straßenecke müsste ich links abbiegen, um zum Hotel und dem danebenliegenden Bürogebäude zu kommen. Fahre ich weiter geradeaus, erreiche ich nach ein paar Kreuzungen und Kurven mein Haus, das etwas außerhalb liegt. Doch ich fahre weder in die eine noch die andere Richtung, ich halte an. Das Bedürfnis, Dylan zu besuchen, überkommt mich aus dem Nichts – vielleicht ist es auch die Not, noch nicht in meinen Alltag zurückkehren zu wollen.

Ich stelle meinen Mietwagen auf einen der Parkplätze, die quer zum Bordsteinrand markiert sind, und überquere dann die Straße zu Dylans Diner.

Die Tische vor dem Restaurant in dem alten Backsteingebäude sind allesamt belegt. Von der Mittagssonne geschützt sitzen die Leute unter den großen schwarzen Schirmen und lassen sich Burger in allerlei Variationen schmecken. Es sind definitiv die besten der Insel.

»Hey, Josh«, begrüßt Trish mich schon von Weitem. Sie steht neben der Eingangstür an einem schmalen Holztresen und weist den Gästen die Plätze zu. Im Gegensatz zum Saisonpersonal, das Dylan nur über den Sommer einstellt, ist Trish das ganze Jahr über bei ihm beschäftigt. Sie ist seine All-roundhilfe, kümmert sich um alles und ist so gut wie nie um einen Spruch verlegen. Als ich sie erreiche, beweist sie mir das, indem sie sagt: »Wow, siehst du scheiße aus.«

»Danke. Du nicht.« Ich umarme sie kurz zur Begrüßung. »Coole Haarfarbe.«

Sie schüttelt ihren rosafarbenen Bob, der letzte Woche noch blond war, und lächelt. »Ich weiß.« Dann verschwindet ihr Lächeln, wird ersetzt durch ein Zusammenziehen ihrer Augenbrauen, das Sorge spiegelt. Sie öffnet ihren Mund, doch bevor sie etwas sagen oder, noch schlimmer, fragen kann, deute ich durch die offene Eingangstür links an die Bar.

»Ah, da ist Dylan ja. Perfekt.« Ich schiebe ein »Bis später« hinterher und mache mich auf direkten Weg zu meinem besten Freund, der hinter dem Tresen steht und Getränke zapft.

Hier, im Innenbereich des Restaurants, sind nur die Tische an den weitgeöffneten Fenstern belegt. Die anderen, die zudem im Raum verteilt sind, werden es spätestens heute Abend sein.

Ventilatoren ziehen an der Decke ihre luftspendenden Kreise. Aus der Jukebox, die rechts in der Ecke gleich neben der kleinen Bühne steht, auf der jeden Samstag Livebands das Haus rocken, tönt der neueste Taylor Swift Song und lässt die

Bedienung, die sich mit einem riesigen runden Tablett voll Burger, Ribs und Chili-Pommes an mir vorbeidrängt, fröhlich mitsingen.

Als mir der Essensgeruch in die Nase steigt, grummelt mein Bauch, obwohl ich keinen Appetit habe. Meine letzte Mahlzeit war das Eis auf dem Pier, mit Laney auf meinem Schoß und einem Lächeln in meinem Herzen. Beides ist weg.

»Er ist zurück«, stellt Dylan grinsend fest, kaum hat er mich entdeckt. »Voll schade, dann kommt Shelby ja jetzt nicht mehr täglich vorbei, um mich dazu zu bringen, dass ich dich herbeordere.«

»Sorry«, erwidere ich kraftlos, während ich mich auf den Barhocker ihm gegenüber setze. Ich schaffe es nicht, seiner Ironie mit einem dummen Kommentar auf Augenhöhe zu begegnen, schaffe nur die Wahrheit.

Er winkt ab. »Kein Ding. Es ist mein Highlight des Tages, ihr einen blöden Spruch vor die Füße zu knallen, weißt du doch.« Sein Grinsen wird breiter.

Ich zwingen als Antwort ebenfalls eines auf mein Gesicht.

Offenbar nicht sonderlich erfolgreich, denn Dylan legt seine Stirn ebenso in Falten, wie es Trish zuvor getan hat.

Ich wappne mich für die nächste Bemerkung über mein Aussehen oder meinen Gemütszustand, doch er dreht sich wortlos von mir ab und der Durchreiche hinter ihm zu, die den Blick auf die Küche freigibt.

»Einmal Double-Cheese mit Extrapommes«, ruft er hindurch, »und das bitte extra schnell.«

»Kommt sofort, Chef«, antwortet einer der Köche, der an der Grillplatte Pattys wendet. Ein anderer schwenkt Tagliatelle in einer Pfanne voll Käsesauce und ein dritter streut Croûtons über zwei große Schüsseln mit Salat und stellt diese in die Durchreiche. Dann betätigt er die kleine schwarze Klingel, um

einer Bedienung Bescheid zu geben, dass sie die Bestellung abholen kann.

Dylan dreht sich wieder zu mir. »Du sahst schon mal besser aus«, sagt er passend zu seinem sorgenvollen Blick, sagt es doch.

»Ich weiß.« Und ich finde es wirklich super, dass jeder meint, mich darauf aufmerksam machen zu müssen.

Dylan füllt drei Gläser mit Eiswürfeln und stellt sie unter die Zapfanlage, zwei unter die Cola-Düsen, das letzte unter den Sprite-Hahn. Darüber hinweg blickt er zu mir. »Muss ich fragen oder erzählst du so?«

»Kannst du es dir nicht denken?«

Im Laufe der letzten Tage hatte ich immer wieder Kontakt mit Dylan und habe ihn relativ gut auf dem Laufenden gehalten. Nur vom Ende weiß er noch nichts. Aber er sieht mir doch an, dass es kein gutes war. Was soll ich es also breit-treten? Das macht es viel zu real.

Als ich Dylan auf der Fahrt nach Naples geschrieben habe, dass ich Laney getroffen und sogar im Moment mit ihr im Auto saß, konnte er es nicht glauben. Ebenso wenig wie ich zuvor, als sie im Flugzeug plötzlich aufgetaucht war. Dylan schickte ein GIF nach dem anderen, jedes brachte seine Fassungslosigkeit mehr zum Ausdruck als das vorherige. *Wie, was, wo, wann?*, schrieb er dazu. *Ich brauche Details.*

Ich gab sie ihm in der verkürzten Version, immer darauf bedacht, dass Laney neben mir nicht sehen konnte, was ich tippte. Da sie die meiste Zeit jedoch von mir abgewandt aus dem Fenster starrte, sich dabei so nah wie möglich in ihre Ecke drückte, war die Gefahr recht gebannt.

*Dann sieh zu, dass du sie mit zu Phil nimmst*, antwortete Dylan, kaum war ich mit meinen Ausführungen fertig.

*Ich glaube nicht, dass sie das möchte*, erwiderte ich mehr als zögerlich. Aus den Augenwinkeln linste ich erneut zu Laney und sah mich abermals einzig ihrem Hinterkopf gegenüber.

*Möchtest du es?*, schrieb Dylan zurück. Ich hörte förmlich, wie er das *du* betonte. Wie er wie so oft direkt zum Punkt kam und diesen ohne Umschweife ansprach.

Ich hatte nur eine Antwort. Fühlte nur eine.

*Ja.*

Wieder gab Dylan mir klare Worte: *Dann sorg dafür, dass es klappt.*

Und das tat ich.

»Ich hätte es trotzdem gern genauer«, sagt er jetzt und fügt wie in unserem Chat letzte Woche ein »Ich brauche Details« mit an. Zeitgleich stellt er mir eine der beiden Colas vor die Nase und die andere zusammen mit der Sprite auf ein Tablett, das eine Bedienung wenig später an sich nimmt und nach draußen trägt. Eine andere holt die Salate aus der Durchreiche. Dylan klickt kurz auf den kleinen Bildschirm vor sich, der die Getränkebestellungen anzeigt, und kümmert sich dann um die nächste Order.

Wegen mir könnte er sich voll und ganz darauf konzentrieren und mich in Ruhe hier sitzen und den Burger essen lassen, der hoffentlich bald kommt. Mir fehlt die Energie für Details. Besonders diese.

Aber mein Freund hat kein Erbarmen. Mit der Hand macht er eine kreisende Bewegung, fordert mich auf, mit meinem Bericht in die Gänge zu kommen.

»O Mann, Dylan«, fahre ich ihn an und weiß gleichzeitig, er hat meinen Frust nicht verdient. »Was soll ich dir erzählen? Die letzten Tage waren die besten, die ich seit Langem hatte. Ich war glücklich. Wir waren es.« Ich zucke mit den Schultern, nach wie vor hilflos. »Aber irgendwann hat sich wieder einmal



die Realität durchgeboxt und gezeigt, dass wir gegen sie keine Chance haben.«

»Warum nicht?«, fragt Dylan und verdient meinen Frust vielleicht doch.

»Was ist das bitte für eine bescheuerte Frage? Du weißt, warum.«

Er kennt Laney und meine Geschichte, kennt auch da beinahe jedes Detail.

Irgendwann, nachdem er vor rund zwei Jahren hergezogen war und wir uns immer mehr angefreundet haben, saßen wir nach dem Surfen eines Abends zusammen am Strand. Bei einem Bier kamen wir auf unsere Vergangenheiten zu sprechen. Es war das erste Mal, dass ich jemandem von Laney und mir erzählte. Niemals hätte ich gehnt, wie gut mir dieses Gespräch tat. Wie befreiend es allein war, mein Geheimnis endlich zu teilen. Und wie heilsam es sich anfühlte, in Worte zu fassen, wie sehr mich immer noch belastete, was passiert war. Wie sehr ich die Zeit zurückdrehen wollte, um alles ungeschehen zu machen.

Dylan war zwar nicht derjenige, der mir meine Schuld nehmen konnte. Doch er verstand die Gründe für mein Verhalten, verstand den Zwiespalt, in dem ich gesteckt hatte. Aus meinen Erzählungen hörte er wohl zudem ganz deutlich, wie viel Laney mir bedeutet hatte. Und wahrscheinlich sah er auch, dass sie es immer noch tat.

»Ich weiß, dass ihr gegen die Realität von damals keine Chance hattet. Aber wie ich schon die Tage am Telefon meinte: Heute ist zehn Jahre später. Die Zeiten haben sich verändert. Ihr habt euch verändert.«

»Aber die Scheiße, die sie in Sand Cove ihr Leben lang mitmachen musste, ist immer noch da. Sie hat sich in ihr festgesetzt.« Frustriert fahre ich mir über den Nacken, trinke dann

einen kühlen Schluck. »Laney hat wahnsinnige Angst, herzukommen. Auch und vor allem wegen du-weißt-wem ...«

Er verdreht die Augen. Dylan ist weder ein Fan meines Vaters noch von Shelby. Seitdem sie zurück in der Stadt und damit in meinem Leben ist, hat Dylan wenig Möglichkeiten verstreichen lassen, mir zu raten, sie daraus wieder zu verscheuchen.

»Dagegen komme ich nicht an.« Erneut kann ich nicht anders, als mit den Schultern zu zucken. Als Tatsachen zu akzeptieren. Und den Schmerz.

Dylan schüttelt den Kopf. Bevor er Worte zu der Geste aussprechen kann, kündigt die Essensklingel meinen extraschnellen Burger an. Mit einem Griff hat Dylan den Teller in der Hand und platziert ihn vor mir. »Es gibt doch nicht nur hier oder gar nicht«, sagt er dann. »Ich weiß, du kannst schlecht weg. Aber dennoch ... es soll Leute geben, die Fernbeziehungen führen.«

»Wir nicht.« Ich klinge pragmatisch, als würde ich die Worte ohne jegliche Emotionen aussprechen. Dabei drohen diese, mich niederzureißen. »*Hier* spielt leider egal wo eine ziemlich große Rolle«, sage ich dann. Weil *hier* nun mal nicht nur ein Ort ist, sondern der gesamte Rattenschwanz, den ich hinter mir herziehe.

»Aber –«, setzt Dylan an, doch wieder unterbricht ihn ein Läuten. Diesmal ist es das des Telefons, das neben der Siebträgermaschine in seinem Rücken steht. Seufzend nimmt er den Anruf entgegen und hört für eine Weile zu. »Dafür muss ich an meinen Computer«, sagt er dann. »Einen Moment mal bitte, ja?« Er wendet sich zu mir. »Sorry, das wird was Längeres. Der Getränkeliieferant ... Ich muss ins Büro.« Mit dem Kopf zeigt er in Richtung der Tür hinten in der Ecke, auf der in Großbuchstaben *Privat* steht.

»Ist okay. Ich hätte eh schon längst im Hotel sein müssen.«

»Dann nimm aber dein Essen mit.« Er gibt mir eine der Pappboxen, die sich neben der Durchreiche stapeln, und bedeutet Trish, dass sie ihn hinter der Bar ablösen soll.

Ich lege den Burger in die Box, schiebe die Pommes hinterher und trinke mein Glas in schnellen Zügen aus. Erhebe mich dann schwerfällig von dem Barhocker, obwohl ich am liebsten darauf sitzen bleiben würde. Oder noch besser, mich hinlegen will. Egal, wo. Einfach schlafen. Wenn ich aufwache, war vielleicht alles nur ein Traum. Wenn auch ein böser.

Dylan tritt um die Bar herum und drückt meine Schulter. »Dieses Gespräch ist nur vertagt«, sagt er mit ernstem Blick. »Wir reden später weiter.«

»Worüber?«, gebe ich matt zurück. »Es ist alles gesagt.« Ich fische meine Kreditkarte aus meinem Portemonnaie, um das Essen zu bezahlen, doch er winkt ab.

»Lass gut sein. Dieser Versuch der extraschnellen Kraftspendung geht aufs Haus. Er ist ja eh ziemlich misslungen.«

»Ist er nicht.« Ich ziehe meinen Freund in eine kurze Umarmung, will, dass er erkennt, wie dankbar ich ihm bin. Einfach nur, weil ich meinen Mist bei ihm abladen kann. Weil er immer für mich da ist. Und es aushält, wenn mein Mist sich in fehlgeleitetem Frust entlädt. »Ich bin bloß ...« Kopfschüttelnd ringe ich nach Worten, finde keine. »Es ist einfach ein Scheißtag.« Und die kommenden werden nicht anders sein.

»Weiß ich doch.« Dylan klopft mir auf die Schulter. »Deswegen ist dieses Gespräch ja auch noch nicht vorbei. Es ist nicht annähernd alles gesagt.« Er hebt seine Hand zum Abschied und läuft los in Richtung seines Büros, will wohl keine Widerrede hören, will das letzte Wort haben.

Ich überlasse es ihm und schlucke das *Doch, ist es*, das mir auf der Zunge liegt, hinab.

Er mag es nicht wahrhaben wollen, aber ich habe recht.

Es ist alles gesagt.

Das ist ja das Problem.

# Kapitel 3

Josh

Keine zehn Minuten später rolle ich am Haupteingang des Hotels vorbei auf das Firmengebäude zu, das im Karree danebensteht und im gleichen Stil errichtet ist. Eine dunkelbraune zweistöckige Holzfassade trifft auf weiß umrahmte Sprossenfenster.

Ich stelle meinen Mietwagen auf den Parkplatz mit der Nummer zwei. Die eins daneben ist unbesetzt, mein Vater ist nicht im Haus. Obwohl ich weiß, dass er geschäftlich in Virginia Beach ist, durchströmt mich Erleichterung. Zum ersten Mal seit Stunden.

Mit der Burgerbox in der Hand steige ich aus und laufe die paar Schritte über den geschwungenen Asphaltweg auf die Holzterrasse der Veranda zu. Ein frischer Wind pfeift zwischen den Häusern vom Meer zu mir herüber und lässt die neben dem Weg angepflanzten Schilfgrasbüschel hin- und herwehen. Aus dem Augenwinkel sehe ich ein Golfcart auf den Parkplatz biegen und Richtung Hoteleingang fahren. Ein Golflehrer vom Platz in der Nähe holt Gäste ab, die entweder eine Trainingsstunde oder eine Achtzehn-Loch-Runde gebucht haben.

Neben Surfen, Yoga und Jet-Ski ist Golf eines der meistgefragten Sportangebote, das wir bieten.

Kaum trete ich durch die mit weißen Sprossen durchsetzte gläserne Eingangstür, schlägt mir viel zu kalte Klimaanlage-luft entgegen. Ich weiß nicht, wie oft ich den Gebäudemanager bereits angewiesen habe, eine Temperatur einzustellen, die mich nicht nach meiner Winterjacke greifen lässt und die den Energieverbrauch zudem nicht verschwenderisch in die Höhe treibt. Aber ganz offensichtlich erhält der Mann von wem anderes einen gegenteiligen Auftrag. Dreimal darf ich raten, von wem.

»Hallo, Josh«, begrüßt mich unsere Empfangsdame, die mit einem Headset auf dem Kopf gleich links hinter dem weißen Holzresen sitzt, auf dem in großen goldenen Buchstaben der Name Jameson prangt.

»Hey, Rachel«, grüße ich im Vorbeilaufen zurück. »Wie geht es Henry? Fieber weg?«

Sie lächelt. »Alles bestens. Er ist schon wieder quietschfidel im Kindergarten.«

»Super.« Ich hebe meinen Daumen, und sie wendet sich wieder dem Bildschirm vor sich zu, summt dabei eine fröhliche Melodie. Ich erkenne zwar das Lied nicht, aber weiß dennoch, dass ein paar nette Worte oftmals reichen, um zumindest das Arbeitsklima auf einem Level zu halten, der keine Winterjacke benötigt.

Wenige Schritte neben mir, in der Mitte der Lobby, führt eine Treppe hinauf zur Empore, von der Aufenthaltsräume und Gänge zu den Büros unserer Angestellten abgehen. Normalerweise nehme ich diese nach oben und von dort eine weitere in den zweiten Stock, in dem mein Büro als auch das meines Vaters liegt. Doch heute lotsen mich meine Beine automatisch zu den Fahrstühlen. Treppen steigen ist zu anstrengend.

Gelächter und Stimmengewirr schallt von den Tischen im hinteren Bereich der Lobby zu mir herüber. Einige Mitarbeiter sitzen bei einem Kaffee oder spätem Mittagessen zusammen. Sie machen Pause oder – und das glaubt mein Vater bis heute nicht – arbeiten.

Als ich diesen Ort der Zusammenkunft, diesen offenen Arbeitsplatz, beim Umbau vor zwei Jahren habe errichten lassen, war Joe alles andere als erfreut – und das ist wie immer milde ausgedrückt. Noch heute straft er jeden Angestellten mit einem bösen Blick, der dort länger als die ihm zugeteilte Pause sitzt. Er erkennt einfach nicht, wie wichtig der Bereich ist. Und wenn er dieses Konzept der modernen Arbeitsweise schon nicht nachvollziehen kann, wie soll er dann eines verstehen, das ein komplettes Hotel beinhaltet?

Ich steige in den Fahrstuhl und fahre hinauf in den zweiten Stock. Als sich die Lifttür dort mit einem Ping öffnet, trete ich in den Flur, der zuerst zu meinem Büro führt. Daneben, hinter einer Wand aus Milchglas, liegen zwei Besprechungszimmer. Dann folgt das Büro meines Vaters. Wir haben beinahe eine Hauslänge zwischen uns, und doch reicht diese meist nicht aus, um mir das Gefühl zu nehmen, dass er mir ständig auf die Finger schaut.

An der Wand gegenüber meines Büros hat Ray seinen Arbeitsplatz. Ursprünglich habe ich ihn als meinen Assistenten eingestellt, und diese Position hält er weiterhin inne. Doch darüber hinaus ist er mittlerweile so viel mehr als das. Er ist ein Freund. Ich vertraue ihm blind und kann mir nicht mehr vorstellen, diesen Wahnsinn, der oft genug mein Arbeitsalltag ist, ohne ihn zu meistern.

Als er mich kommen sieht, hebt er dramatisch die Hände gen Himmel. »Gott sei Dank, du bist zurück. Das Gleichgewicht ist wieder hergestellt.«

Wenn es nur so wäre.

»Hey«, begrüße ich ihn und will ihm eigentlich, wie in den letzten Tagen schon so oft per Chat, ein weiteres Mal dafür danken, dass er die Stellung für mich gehalten hat, doch er deutet mit dem Kugelschreiber auf die angelehnte Tür des Besprechungszimmers neben meinem Büro.

»Du wirst erwartet«, flüstert er. »Ich habe versucht, sie abzuwimmeln, aber keine Chance. Immerhin konnte ich sie davon abhalten, sich in dein Büro zu setzen. Ich habe gesagt, dass niemand dort hineindarf, wenn du nicht da bist, noch nicht einmal die Putzfrau. Das hat sie abgeschreckt.« Er grinst.

Ich brauche nicht zu fragen, wen er meint. Hätte es auch gewusst, würde sie nicht in diesem Augenblick ihren Kopf durch die Tür stecken.

Shelby.

»Habe ich doch richtig gehört.« Auf beigefarbenen Heels läuft sie auf mich zu, ihren makellosen Körper in ein übertrieben elegantes, enganliegendes grünes Kleid gepresst. Die blonden Haare trägt sie in einem strengen Dutt, ähnlich dem, den Laney hatte, als wir uns begegnet sind. Und ebenso wie Laney es am Anfang unserer gemeinsamen Woche getan hat, wirkt auch Shelby von Kopf bis Fuß zugeknöpft. Nur bei ihr habe ich nicht das Bedürfnis, das ändern zu wollen.

»Endlich«, sagt sie mit einem Seufzen, und ich halte automatisch die Hand in die Höhe, will den Strom an Vorwürfen stoppen, den sie mit Sicherheit auf mich abfeuern will. Ich kann ihn nicht ertragen. Nicht heute.

Doch Shelby verliert sich nicht in Beschimpfungen und Gemeale, sie fällt mir um den Hals.

*What the ...?*

»Du hast mich viel zu lang allein gelassen«, sagt sie nah an meinem Ohr. »Mach das nie wieder, hörst du?«

Sie erwischt mich so unvorbereitet, ich bin für einen geschockten Moment nicht in der Lage, mich zu bewegen.



Dann fliegt mein Blick zu Ray.

Er sieht mich so verdattert an, wie ich mich fühle. Immerhin erwache ich aus meiner Starre.

Ich stelle die Papiertüte mit dem Burger auf Rays Schreibtisch, um meine Hände freizuhaben, und greife nach Shelbys Unterarmen. Löse sie von meinem Nacken und trete einen Schritt zurück. Bringe dringend benötigten Abstand zwischen uns. »Was war das?«, frage ich.

»Was meinst du?« Sie könnte nicht verwunderter sein.

Als Antwort schenke ich ihr einen trockenen Blick.

Den versteht sie.

»Ich freue mich halt, dass du zurück bist. Ich habe dich vermisst.«

»Blödsinn.«

»Doch.« Sie streckt ihren Zeigefinger aus und fährt langsam über meine Brust.

Ich kann ihm nur geschockt hinterhersehen und schleunigst einen weiteren Schritt zurückgehen. Der erste war offenkundig nicht weit genug.

»Ich hole schnell meine Sachen und bin dann gleich bei dir«, flötet Shelby in einem Ton, den sie sonst nur für ihren Lieblingsfischlieferanten übrig hat, um ihn dazu zu bringen, seine Preise zu senken. »Wir haben so viel zu ... reden.« Sie schaut mir tief in die Augen, gibt mir eindeutig zu verstehen, dass reden das Letzte ist, was sie tun will, wenn wir allein sind.

*Was zum Teufel?*

Ray räuspert sich, kaum ist Shelby im Besprechungszimmer verschwunden. »Äh ...?«, macht er, sagt sonst nichts und drückt dennoch exakt das aus, was ich denke.

»Frag mich nicht.«

Er tut es trotzdem. »Was ist mit der los?«

Bevor ich eine Antwort geben kann, die ich eh nicht habe, reißt er vor Schreck die Augen auf.

»Seid ihr zusammen?«

»Was? Nein.«

»Bist du sicher?«

»Natürlich.« Ich betrachte ihn mit einem Blick, der ihm hoffentlich genau erklärt, wie ich diese Frage finde: vollkommen bescheuert.

»Ich mein ja nur.« Er hält entschuldigend die Hände in die Höhe. »Hast du ihr in irgendeiner Form zu verstehen gegeben, dass zwischen euch etwas sein könnte?«

Mein Blick liegt unverändert auf ihm. »Fragst du mich, ob wir Sex hatten?«

»Vielleicht?« Er duckt sich. »Aber deinem Gesichtsausdruck nach zu urteilen, glaube ich fast, die Antwort zu kennen ...«

»Sie lautet nein.«

»Das dachte ich mir.«

»Ray, echt, ich habe keine Ahnung, warum sie sich so verhält. Ich war über eine Woche weg. Es hat sich nichts verändert zwischen uns.«

»Bist du sicher?«, wiederholt er. Hat wirklich den Nerv, diese Frage noch einmal zu stellen.

»Ja, verdammt, ich bin mir sicher.«

Es hat sich nichts verändert. Zumindest nicht zwischen Shelby und mir. Ansonsten hat sich mein Leben komplett gedreht, erst um wundervolle hundertachtzig Grad, dann um dreihundertsechzig. Jetzt bin ich wieder da, wo ich vorher war. Nur, dass es vorher aushaltbarer war.

Ich schiebe die Gedanken weg. Sehne mich einmal mehr nach Schlaf. Nach vergessen.

Shelby tritt aus dem Besprechungszimmer, ihre teure Handtasche aus Echtleder über dem Unterarm und in der Hand die Laptoptasche im gleichen Design. Mit einem Lächeln auf den Lippen steuert sie mein Büro an, öffnet die Tür und blickt

dann über die Schulter zurück zu mir. »Kommst du.« Es ist keine Frage.

Am liebsten würde ich ihr dennoch eine Antwort geben: *Nein*. Plötzlich fühle ich mich noch ausgelaugter als ohnehin schon und hätte nicht gedacht, dass das möglich ist.

Ray erhebt sich von seinem Stuhl, der vor seinem L-förmigen Schreibtisch steht, und greift nach meiner Essenstüte. »Soll ich dir das warmhalten?«, fragt er, hilft mir mal wieder, dem Wahnsinn zu begegnen. So gut es geht.

»Ja, bitte«, antworte ich dankbar, setze mich roboterhaft in Bewegung und folge Shelby.

Kaum trete ich in mein Büro, fällt sie mir erneut um den Hals. Kickt mit ihrem Absatz die Tür zu und presst ihren Mund auf meinen.

»Was soll der Scheiß?« Ich reiße mich von ihr los, habe dafür wieder Kraft. Reiß mich von ihren Lippen und aus ihren Armen.

Sie setzt einen unschuldigen Blick auf. Als hätte sie keinen Schimmer, warum ich mich aufrege. Als wäre nichts, absolut gar nichts anders als sonst. »Ich dachte, wir können ein bisschen Wiedersehen feiern. Ich habe dich wirklich vermisst.«

»Blödsinn«, wiederhole ich und akzeptiere diesmal keinen Widerspruch.

Sie gibt ihn mir nicht.

»Ich kann nur noch mal fragen, was soll der Scheiß?«

»Kein Grund, so ausfallend zu werden«, erwidert sie schnip-pisch, klingt endlich so, wie ich sie kenne. Ironischerweise beruhigt mich das.

»Wieso verhältst du dich so? Wir sind nicht zusammen.«

»Aber das sollten wir sein.« Sie greift nach meiner Hand und nimmt sie in ihre. »Wir waren so gut zusammen, Josh. Weißt du nicht mehr? Wir passen einfach perfekt und tun es immer noch. Jetzt, nachdem wir all die Tage getrennt waren, ist mir

das klarer denn je.« Unfassbarerweise liegt Ehrlichkeit in ihrem Blick. Sie meint ihre Worte ernst, glaubt entweder wirklich, dass wir ein gutes Paar waren, oder hat sich die Vergangenheit extrem schön geredet.

Ich löse meine Hand aus ihrer, trete zurück, suche erneut Abstand, bis mich mein Schreibtisch stoppt. »Wir haben nur gestritten. Du hast mich monatelang betrogen.«

Sie winkt ab. »Wir waren jung, wir mussten uns erst ausprobieren. Diese Teeniejahre, die zählen doch nicht. Da macht man Fehler. Du warst mir schließlich auch nicht treu. Aber das ist egal. Jetzt können wir –«

»Ich war dir immer treu.«

Sie lacht höhnisch. »Außer das eine Mal, als du mit Amy aus meinem Cheerleaderteam auf Brandons Party im Schlafzimmer seiner Eltern rumgeknutscht hast.«

»Das war Garrett.« Ich schenke ihr einen aussagekräftigen Blick.

Sie senkt ertappt den Blick. Nur kurz, danach sieht sie mich triumphierend an. »Aber du hattest was mit Delaney Jacobs.«

Am liebsten würde ich aus dem Zimmer rennen. Ich will nicht über Laney sprechen, will nicht, dass Shelby es tut. Ruckartig stoße ich mich vom Schreibtisch ab und gehe auf dessen andere Seite, brauche Abstand mehr denn je. »Ich habe dich nicht betrogen«, wiederhole ich. »Und ich muss jetzt wirklich arbeiten, also ... Ciao.«

»Stimmt, wir waren ja *getrennt*«, erwidert sie, geht auf meinen dezenten Hinweis, dass dieses Gespräch beendet ist, nicht ein. Stattdessen malt sie Anführungsstriche in die Luft und setzt dazu einen Blick auf, der deutlich sagt, wie *nicht* ernstzunehmend unser damaliger Beziehungsstatus für sie war. »Offiziell hast du mich nicht mit ihr betrogen, das ist richtig. Aber ich weiß noch, du warst mit deinen Gedanken so oft woanders. Du warst zwar körperlich anwesend, aber du warst

nicht bei mir. Und ich habe keine Ahnung, wie ich daraufgekommen bin, aber als ich dann wusste, dass du etwas mit ihr hattest, habe ich mich im Nachhinein oft gefragt ... ob du bei ihr warst.« Sie prustet. »Lächerlich, ich weiß.«

»Total.« Kein bisschen.

»Grad die.« Ein weiteres Prusten, dazu den gleichen Blick wie eben. Einfach absolut nicht ernstzunehmen.

Ich schaue weg. Kann nicht ertragen, wie Shelby Laney mit Füßen tritt. Und meine Gefühle für sie.

»Gut, aber egal«, fährt Shelby fort. »Das liegt lang hinter uns. Und ja, ich gebe zu, ich war damals extrem dramatisch. Es war auch einfach keine leichte Zeit ...« Sie presst die Lippen zusammen, verliert sich in der Erinnerung an den Tod ihrer Mutter ein gutes Jahr zuvor. Nur kurz, länger erlaubt sie es sich nie. Dann räuspert sie sich. »Aber das spielt jetzt alles keine Rolle mehr. Heute ist heute.«

»Und auch heute passen wir nicht zusammen.«

»Doch, glaub mir. Du weißt, wie viel wir gemeinsam haben. Und du magst vielleicht denken, dass ich mich nur in dein Unternehmen einheiraten will, aber das stimmt nicht. Ich gebe zu, ich bin überzeugt, dass wir gemeinsam wahnsinnig viel erreichen können, aber ich will dich nicht nur als Geschäftspartner ...« Sie geht um den Schreibtisch herum und kommt auf mich zu.

Ich trete zurück. Die Kante der Schreibtischstuhllehne bohrt sich schmerzhaft in meinen Rücken.

Shelby legt ihre Hände auf meine Brust. »Ich will mehr.« Ihre Stimme ist lediglich ein sinnliches Raunen. Sie beißt sich auf die Unterlippe und blickt mich aus halbgeschlossenen Lidern an.

*Noch mal: What the ...?*

Ich habe wirklich keinen Schimmer, was in sie gefahren ist.

»Hör auf«, fordere ich bestimmt. Möglicherweise deutlich harscher als beabsichtigt, aber meine Nerven liegen blank. So wieso schon und jetzt noch mehr. Ich umfasse Shelbys Handgelenke, löse ihre Finger von mir und meine sofort von ihr. »Hat mein Vater dich angestiftet?«, frage ich dann. »Ist das seine Idee?« Mein Blick fliegt zur Tür. Ich erwarte ernsthaft, dass Joe genau jetzt hindurchtritt und mir applaudiert, weil ich es endlich gecheckt habe.

»Natürlich nicht«, entgegnet Shelly echauffiert. »Ja, er will uns zusammen sehen, das weißt du so gut wie ich. Aber es ist immer noch unsere Entscheidung. Und ich finde, es wäre eine ziemlich gute.«

»Wäre es nicht.« Wie oft soll ich mich wiederholen? Wir drehen uns im Kreis. »Shelby.« Ich mache eine Pause, bis sie zu mir sieht, bis ich ihre volle Aufmerksamkeit habe. »Es tut mir wirklich leid, wenn ich dich enttäuschen muss. Aber ich bin an dir nicht auf diese Weise interessiert.«

Sie schüttelt den Kopf, als würde nicht stimmen, was ich sage. Als wüsste ich es nur nicht besser. »Ich verstehe, dass du nicht an uns glaubst, nach allem, was wir hinter uns haben. Aber wenn wir es probieren, wirst du es erkennen: Wir gehören zusammen.«

»Tun wir nicht.«

»Josh, wirklich, du wirst sehen –«

»Nein«, entgegne ich, und endlich scheint es bei ihr anzukommen.

»Warum nicht?« Ihre Stimme zittert. Sie senkt den Blick. Damit überfordert sie mich fast noch mehr als mit der Sinnlichkeit. Wenn sie jetzt weint, erkenne ich sie wirklich nicht wieder. Außer an den Beerdigungen ihrer Eltern habe ich sie noch nie in Tränen ausbrechen sehen. Zum Glück tut sie es jedoch auch jetzt nicht. Es liegt nur jede Menge Schmerz in

ihren Augen, als sie wieder zu mir sieht und auf meine Antwort wartet.

Ich könnte ihr etliche Gründe aufzählen, warum wir als Paar nicht funktionieren. Aber im Endeffekt ist nur einer von Bedeutung. »Wir lieben uns nicht.«

»Doch. Ich liebe dich.«

Ich schüttle den Kopf, so wie sie es eben getan hat. Offensichtlich weiß sie es ja auch nicht besser. »Du liebst die Idee von uns. Aber nicht mich.« *Und ich liebe ... nicht dich.*

»Also stimmt es«, erwidert sie spitz. Die Traurigkeit ist so schnell verschwunden, wie sie gekommen ist. Auch ihre Hände bleiben plötzlich bei ihr. Sie stemmt sie auf die Hüften.

Ich kann absolut nicht folgen, weder ihren Worten noch ihrer Gemütslage.

»Du hast wen anders. Mir war es gleich klar, als Joe meinte, du wärst bei einer *Freundin* in Cape Coral.« Sie könnte das Wort *Freundin* nicht abwertender betonen, spuckt es mir angeekelt vor die Füße. Mit vorgestrecktem Kinn blickt sie mich abwartend an, verlangt eine Erklärung.

»Definiere haben«, rutscht es mir raus, und obwohl es nur zwei Worte sind, offenbaren sie doch viel zu viel der Verzweiflung, die ich in mir trage. Aber diese hat in unserem Gespräch nichts zu suchen. Zum einen ist es ohnehin bis oben hin voll mit Shelbys ungewöhnlichem Mix an Emotionen. Zum anderen ist selbst die kleinste Offenbarung viel zu gefährlich. Wenn ich den Vorhang, hinter dem ich meine Gefühle versteckt halte, nur einen Spalt beiseiteziehe, wird Shelby ihn im Nu vollständig aufreißen. Und das wird nicht gut enden. Vor allem nicht für Laney.

Ich räuspere mich, blicke Shelby an und habe aus meinen Augen hoffentlich sämtliche Gefühle gelöscht. »Definiere haben«, wiederhole ich sachlich, »denn wenn du damit meinst, dass ich mit jemandem zusammen bin, dann stimmt es nicht.«

Erleichterung huscht über ihr Gesicht, nur für einen Wimpernschlag. »Aber es gibt sie. Eine andere«, fügt sie dann an. In ihrer Stimme liegt ein Zögern, in ihrer Haltung nicht. Sie streckt ihren Rücken durch und ihr Kinn noch weiter vor.

»Ja«, antworte ich, und ein Schatten flitzt über ihr Gesicht, ebenso schnell wie eben die Erleichterung.

»Wer ist es?«, fragt Shelby, zerrt am Vorhang.

Ich schüttele den Kopf. Bevor ich ihr jedoch erklären kann, dass ich diese Frage nicht beantworten werde, winkt sie ab.

»Du hast recht. Warum sollte ich das wissen wollen? Ich kenne sie sowieso nicht.«

Mein Mund bleibt verschlossen.

»Aber ich danke dir, dass du so ehrlich warst, mir von ihr zu erzählen.«

Ich fahre mir über den Nacken.

»Jetzt weiß ich, woran ich bin.« Sie läuft um den Schreibtisch herum und nimmt ihre Taschen von dem Sessel, der davorsteht. Dann geht sie zur Tür und öffnet diese. Lässt mich allein.

Ich falle in meinen Schreibtischstuhl.

Endlich.

Doch Shelby sieht über die Schulter zurück zu mir. »Vergiss das Essen heute Abend mit den Logans nicht. Wir treffen uns um sieben im Restaurant.«

Wir? Seit wann ist sie auch dabei?

»Du musst gar nicht so verwundert schauen. Natürlich werde ich teilnehmen.« Sie schenkt mir ein Lächeln, eines, das jeder Außenstehende als freundlich einstufen würde. Ich hingegen nicht. »So schnell wirst du mich nicht los.«

Damit verschwindet sie endgültig. Doch die Erleichterung, die eben in mir aufkeimen wollte, tritt den Rückzug an. Stattdessen breitet sich ein beklemmendes Gefühl in mir aus. Eines, das befürchtet, dass Shelbys letzter Satz kein leeres Ver-



sprechen war. Dass sie meine Abfuhr nicht als solche akzeptiert. Sondern als Herausforderung.

Und diese hat sie angenommen.

# Kapitel 4

Josh

Es ist weit nach zehn, als ich mein Auto endlich nach Hause lenke. Die Scheinwerfer leuchten mir den Weg und erhellen die Landstraße, die ansonsten im Dunkeln liegt. Meine Augen brennen, wollen sich seit Stunden schließen. Ich kann selbst kaum glauben, dass ich das Dinner überlebt habe, ohne einzuschlafen.

Immerhin hat Shelby sich professionell verhalten. Sie hat die perfekte Gastgeberin gemimt, hat den Logans jeden Wunsch von den Lippen abgelesen und ihre Angestellten dementsprechend herumkommandiert. Doch nur per wortlosem Blick. Die Logans, die sich als Veranstalter für Luxusreisen selbstständig gemacht haben und die mein Vater unbedingt als neue Geschäftspartner werben will, haben davon nichts mitbekommen, haben sich bestimmt einzig willkommen gefühlt. Joe wird begeistert sein.

Unser Gespräch vom Nachmittag hat Shelby den gesamten Abend über mit keiner Silbe erwähnt. Und ihren Zeigefinger hat sie glücklicherweise ebenfalls bei sich behalten.

Mich schüttelt es bei der Erinnerung daran.

Ich zerre an meiner Krawatte, ziehe sie mir über den Kopf

und schmeiße sie gemeinsam mit jeglichen Gedanken an Shelby und meinen Vater auf den Beifahrersitz. Dann kremple ich die Ärmel meines Anzughemdes hoch, würde es am liebsten auch loswerden, doch bin zumindest froh, dass ich mein Sakko bereits ausgezogen habe, bevor ich ins Auto gestiegen bin.

Ich lasse das Fenster hinab und frische Luft hinein. Muss mich geschäftig halten, um gegen die Müdigkeit anzukämpfen, und schalte das Radio an. *Friendships* von Pascal Letoublon schallt mir entgegen. Ich drücke sofort den Ausknopf. Obwohl mich *das* Lied wachgehalten hätte. Aber es hätte auch Gedanken aktiviert, die ich nicht denken, und Gefühle losgetreten, die ich nicht fühlen möchte. Nicht jetzt, nicht irgendwann.

An der nächsten Ecke setze ich den Blinker links. Nach zwei weiteren Kreuzungen biege ich in meine Straße, fahre vorbei an den wenigen anderen Anwesen, die bisher hier errichtet wurden. Zu jedem von ihnen führt eine Zufahrt, dann zu den Haustüren hinauf eine lange Treppe aus Holz. Auf den Outer Banks ist das Erdgeschoss in Meeresnähe selten bewohnt, die meisten Häuser stehen auf Stelzen. Falls die Dünen den Atlantik bei einem Sturm nicht aufhalten können, ist es sicherer so.

Noch wenige Meter, dann erreiche ich meine Einfahrt und rolle auf mein Haus zu.

Die Security-App hat längst die Außenbeleuchtung ange stellt, und auch durch ein paar der Fenster in den beiden oberen Stockwerken scheint Licht.

Als ich mich der Garage nähere, fährt meine Hand automatisch an die Sonnenschutzblende und tastet nach dem Toröffner. Bis meinem müden Hirn einfällt, dass das Auto mit dem Öffner in der Garage steht, ich dagegen weiterhin im Mietwagen sitze.

Seufzend halte ich und stelle den Motor ab, müsste als Nächstes meinen entkräfteten Körper aus dem Sitz hieven. Doch es scheint mir nicht möglich. Die einzige Bewegung, zu der ich in der Lage bin, ist, meinen Kopf an die Lehne fallen zu lassen. Ich schaffe es nicht mal mehr, meine Augen zu schließen, starre nur auf das Garagentor vor mir, das in demselben Anthrazit gestrichen ist wie die Schindeln auf dem Dach.

Ich bin zu Hause. Bin einfach wieder da. Als wäre ich nie weg gewesen. Als hätte ich die letzten Tage nicht erlebt. Sie nicht mit Laney verbracht.

Wie kann etwas, das mich endlich lebendig hat fühlen lassen, so unreal erscheinen? Würde ich den Schmerz nicht spüren, die Einsamkeit und den Verlust, ich könnte glauben, es wäre nie passiert.

Zum Glück ist mir der Schmerz geblieben.

Eine Bewegung auf der Veranda, die den ersten Stock mit samt der Eingangstür umrahmt, lässt mich meinen Kopf in die Richtung wenden. Jemand steht oben am Treppenabsatz. Als ich erkenne, wer es ist, nein, als ich *glaube*, zu erkennen, wer es ist, bin ich mit einem Schlag nicht mehr müde.

Adrenalin schießt durch mich hindurch. Ich reiße die Autotür auf, steige im selben Moment aus und schlage die Tür hinter mir zu. Meine Füße wollen sofort losrennen, aber ich ordere ihnen an, stehen zu bleiben. Ich muss erst sichergehen, ob ich wirklich sehe, was ich sehe. Ob mir mein übernachtigtes Hirn nicht doch einen Streich spielt. Wenn ja, wäre es ein fieser.

## **Möchtest du weiterlesen?**

Das E-Book findest du bei Amazon oder gratis bei  
Kindle Unlimited.

Das Taschenbuch (ISBN: 978-3759242983)  
bekommst du überall im Handel.